

Bauer | Die Vereindeutigung der Welt

[Was bedeutet das alles?]

Thomas Bauer

Die Vereindeutigung der Welt

Über den Verlust an Mehrdeutigkeit
und Vielfalt

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 19492
2018 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman
Druck und Bindung: Canon Deutschland Business Services GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Printed in Germany 2018
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-019492-8

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

- 1 »Alles so schön bunt hier« – Ein Zeitalter der Vielfalt? 7
 - 2 Auf der Suche nach Eindeutigkeit 13
 - 3 Kulturen der Ambiguität 17
 - 4 Religionen zwischen Fundamentalismus
und Gleichgültigkeit 31
 - 5 Kunst und Musik auf der Suche nach dem Eindeutigen 41
 - 6 Kunst und Musik auf der Suche nach
Bedeutungslosigkeit 50
 - 7 Der Authentizitätswahn 62
 - 8 Vereindeutigung durch Kästchenbildung 71
 - 9 Authentischer Wein und authentische Politik 82
 - 10 Auf dem Weg zum Maschinenmenschen 87
- Zitatnachweise und Literaturhinweise 98
- Zum Autor 103

1 »Alles so schön bunt hier« – Ein Zeitalter der Vielfalt?

1978 sang Nina Hagen in ihrem Punksong »TV-Glotzer«:

Ich glotz' von Ost nach West, 2, 5, 4
Ich kann mich gar nicht entscheiden,
Ist alles so schön bunt hier!
Ich glotz' TV

Was soll man heute sagen, wo fast ein jeder hunderte Programme empfangen kann, von der Vielfalt neuer Medien ganz zu schweigen? Aber nicht nur das Medienangebot ist vielfältiger geworden. Vielfältiger sind auch Identitätsangebote, Krimiserien, Zahnpasten und Schokoriegel geworden. Verwunderlich ist das freilich nicht, dass in einer kapitalistischen Konsumgesellschaft das Warenangebot vielfältiger wird – und damit auch die Identitätsangebote an all jene Leute, die diese Waren kaufen sollen. Aber leben wir deshalb tatsächlich in einem Zeitalter der Vielfalt?

In Deutschland ist der Vogelbestand seit 1800 bis heute um 80 Prozent zurückgegangen. Noch schlechter als den Vögeln geht es den Insekten. Der Entomologische Verein Krefeld etwa stellte fest, dass in 25 Jahren deren Biomasse »um bis zu 80 Prozent abgenommen hat«. Damit hätten die Insekten mit ihrem Bestandseinbruch um 80 Prozent in 25 Jahren »die Vögel mit ihrem 80-Prozent-Rückgang in 200 Jahren weit überholt«. Und die Pflanzen? Nach den Listen der International Union for Conservation of Nature gelten »etwa 70 Prozent aller Pflanzen als gefährdet«, und hat die Anzahl bedrohter Arten »im neuen Jahrtausend um über 50 Prozent zugenommen. Biologen befürchten daher, dass bis etwa 2030 jede fünfte bekannte Art

aussterben könnten, bis 2050 sogar jede dritte«. Das sei, so der Ornithologe Peter Berthold, das Werk des *homo horribilis*, der sich mittlerweile zum *homo suicidalis* entwickelt hat, weil er das von ihm selbst entfesselte Artensterben kaum selbst überleben dürfte.

In der Natur geht Vielfalt also in nie dagewesenem Umfang und mit nie dagewesener Geschwindigkeit zurück. Doch wie sieht es mit der Kultur aus? Beginnen wir mit dem, was Menschen aus der Natur durch Kultivierung und Züchtung gemacht haben. »Rote Listen« gibt es nicht nur für Wildtiere, sondern auch für Haustierrassen, deren eine jede Eigenschaften hat, die sie für bestimmte Umweltbedingungen und Nutzungswünsche besonders geeignet macht. Das Aussterben alter Haustierrassen ist nicht nur ein ästhetischer Verlust, sondern wird zu einem Verlust wertvoller Gene führen, die sich für zukünftige Tierzucht als überlebensnotwendig herausstellen könnten. Organisationen wie die »Gesellschaft zur Erhaltung alter und gefährdeter Haustierrassen« setzen sich für ihre Erhaltung ein und erstellen ihre eigenen Roten Listen.

Bei den Nutzpflanzen sieht die Bilanz nicht besser aus. Zwar gibt es heute mehr Müsli- und Kartoffelchipsorten denn je. Dennoch bekommen wir immer mehr Einheitsbrei vorgesetzt, so die Journalistin Silvia Liebrich: »30 000 Maissorten gab es einst weltweit, doch nur ein paar Dutzend davon werden im größeren Stil angebaut, gentechnisch veränderte Pflanzen dominieren.« Bei Bananen gibt es weltweit nur noch eine einzige Sorte. Von den einst 20 000 Apfelsorten bekommen Kunden heute höchstens noch sechs Sorten angeboten. Unter der Voraussetzung, dass, so der *Living Planet Index* des WWF, allein zwischen 1970 und 2005 die biologische Vielfalt unserer Erde um 27 Prozent abgenommen hat, kann unsere Zeit kaum eine Zeit der Vielfalt sein!

Gibt es, wenn schon nicht in der Natur, wenigstens unter den Menschen heute größere Vielfalt?

Auch hier ist Enttäuschendes zu vermelden. Zunächst einmal sprechen die Menschen immer weniger vielfältig. Die Gesellschaft für bedrohte Sprachen stellt fest, dass fast $\frac{1}{3}$ der ca. 6500 weltweit gesprochenen Sprachen »innerhalb der nächsten Jahrzehnte aussterben«. Sprachen und Dialekte sind nun aber, so die Gesellschaft für bedrohte Sprachen,

nicht nur Ausprägungen menschlicher Kultur und menschlichen Geistes, sondern auch Mittel der Welterschließung und des Sozialkontakts für ihre Sprecher. Sie stellen einen Wert an sich dar und sollten deshalb – auch als Manifestationen der Kreativität und der Vielfalt des menschlichen Geistes – erhalten und dokumentiert werden.

Und die Kultur? Schon Nina Hagen hat in ihrem eingangszitierten Song festgestellt, dass die Multiplikation der Fernsehprogramme nicht unbedingt eine Steigerung der inhaltlichen Vielfalt bedeuten muss. Daran hat auch die Verhundertfachung der Fernsehprogramme seit 1978 nichts geändert. Ganz im Gegenteil hat die wundersame Vermehrung von Krimis und Talkshows Programme kulturellen Inhalts in einige wenige Spartenkanäle oder in die Zeit um Mitternacht abgedrängt.

Und die multikulturelle Gesellschaft? Mir scheint, dass wir hier ebenfalls auf eine Scheinvielfalt hereinfallen. Zunächst gilt es festzuhalten, dass Europa über viele Jahrhunderte eine der monokulturellsten Regionen der Welt war. Europa liegt als westlicher Randzipfel Asiens relativ isoliert und hat schon deshalb weniger Migranten angezogen als etwa der Nahe Osten. Schließlich hat auch die religiöse Homogenisierung im Gefolge der Christianisierung dazu geführt, dass kaum anderswo

in der Welt eine derartige religiöse Geschlossenheit herrschte wie hier. Angehörige nichtchristlicher Religionen durften sich nicht niederlassen. Lediglich Juden durften hier siedeln, meist nur widerwillig geduldet und oft verfolgt. »Ketzer« wie die Katharer wurden unerbittlich ausgelöscht, und mit der Präsenz des Islams in Europa hat man rasch aufgeräumt, sobald man dazu militärisch in der Lage war. Als sich im 16. Jahrhundert so etwas wie eine christliche Pluralität herauszubilden begann, brachen Kriege aus, wie es sie, trotz aller Gegensätze und zeitweiliger Anfeindungen etwa zwischen Sunniten und Schiiten, in der islamischen Geschichte nie gegeben hatte. In der Vormoderne war kein Kontinent religiös und auch kulturell so einheitlich wie Europa. Nur vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum man anfang zu glauben, mit dem Zuzug von »Gastarbeitern« seit den 1960er Jahren, die andere Essgewohnheiten und teilweise sogar eine andere (aber auch nicht wieder so sehr andere) Religion hatten, hätten sich unsere Städte zu multikulturellen Städten gewandelt.

Wirkliche Multikulturalität herrschte dagegen in der Vormoderne auf den Handelsrouten von Westafrika über Ägypten, den Vorderen Orient, Zentral- und Südasiens bis hin nach China und Indonesien. In all diesen Städten von Marrakesch über Kairo, Tabriz, Mumbai, Buchara bis Xi'an und Aceh standen Gebetshäuser vieler verschiedener Religionen, waren die Menschen auf unterschiedlichste Weise gekleidet und hörte man auf den Straßen zahlreiche Sprachen, und all dies erschien allen normal und selbstverständlich.

Selbst wenn heute auch in Berlin und London Menschen Haussa und Suaheli sprechen, Sikhs einen Turban tragen und chinesische Restaurants gebratene Hühnerfüße servieren, kommt diese Multikulturalität dennoch nicht an die der alten Seidenstraße oder des Osmanischen Reichs vor dem Ersten Weltkrieg heran, weil es die alte Multikulturalität nirgendwo

mehr gibt. Stefan Zweig hat diese Entwicklung schon 1925 in einem hellstichigen Aufsatz beschrieben:

Stärkster geistiger Eindruck von jeder Reise in den letzten Jahren [...]: ein laues Grauen vor der Monotonisierung der Welt. Alles wird gleichförmiger in den äußeren Lebensformen, alles nivelliert sich auf ein einheitliches kulturelles Schema. Die individuellen Gebräuche der Völker schleifen sich ab, die Trachten werden uniform, die Sitten international. Immer mehr scheinen die Länder gleichsam ineinandergeschoben, die Menschen nach einem Schema tätig und lebendig, immer mehr die Städte einander äußerlich ähnlich. [...] nie war dieser Niedersturz in die Gleichförmigkeit der äußeren Lebensformen so rasch, so launenhaft wie in den letzten Jahren. [...] Es ist wahrscheinlich das brennendste, das entscheidendste Phänomen unserer Zeit.

Und das hat Konsequenzen, so Zweig, nämlich das

Aufhören aller Individualität bis ins Äußerliche. Nicht ungestraft gehen alle Menschen gleich angezogen [...]: die Monotonie muß notwendig nach innen dringen. Gesichter werden einander ähnlicher durch gleiche Leidenschaft, Körper einander ähnlicher durch gleichen Sport, die Geister ähnlicher durch gleiche Interessen. Unbewußt entsteht eine Gleichhaftigkeit der Seelen, eine Massenseele durch den gesteigerten Uniformierungstrieb, eine Verkümmernng der Nerven zugunsten der Muskeln, ein Absterben des Individuellen zugunsten des Typus.

Unabhängig davon also, wohin wir schauen, ob in die Natur oder zu den Menschen und ihrer Kultur: Überall ist eine Tendenz zu einem Weniger an Vielfalt, einem Rückgang an Man-

nigfaltigkeit zu beobachten. Man kann dafür eine ganze Reihe von (größtenteils zusammenhängenden) Ursachen benennen wie die Verstädterung, die größere Mobilität, die Globalisierung überhaupt, die Belastungen durch Verkehr, die industrialisierte Landwirtschaft, den Klimawandel, die Monopole der großen Lebensmittelkonzerne wie generell die kapitalistische Wirtschaftsweise. All diese Faktoren sind über den Menschen aber nicht schicksalhaft verhängt. Es muss also so etwas wie eine moderne Disposition zur Vernichtung von Vielfalt geben. Die heftigen Diskussionen über Multikulturalität zeigen das in aller Deutlichkeit. Obwohl es sich in Deutschland ohnehin um eine durch den Gleichmachprozess der globalisierten Moderne glattgeschliffene Multikulturalität handelt, ist sie zu einem der wichtigsten Themen des politischen Diskurses geworden. Offensichtlich kann man mit sinnlosen Leitkulturdebatten mehr Aufmerksamkeit gewinnen als mit dem Thema Lebensmittelvielfalt und -sicherheit, und eine »Kopftuchdebatte« regt weit mehr Menschen auf als der Verlust von Vögeln und Insekten.

Auf den folgenden Seiten soll es deshalb nicht so sehr um eine Kartierung der Vielfalt um uns herum, sondern um unsere Bereitschaft oder unseren Unwillen gehen, Vielfalt in all ihren Erscheinungsformen zu ertragen. Thematisiert wird einerseits unser Umgang mit äußerer Vielfalt wie ethnischer Diversität oder einer Vielfalt an Lebensentwürfen, sowie andererseits auch unser Umgang mit den vielfältigen Wahrheiten einer uneindeutigen Welt. Denn genau dies ist unsere Welt: uneindeutig. Menschen sind ständig Eindrücken ausgesetzt, die unterschiedliche Interpretationen zulassen, unklar erscheinen, keinen eindeutigen Sinn ergeben, sich zu widersprechen scheinen, widersprüchliche Gefühle auslösen, widersprüchliche Handlungen nahezulegen scheinen. Kurz: Die Welt ist voll von Ambiguität.

2 Auf der Suche nach Eindeutigkeit

Der Begriff »Ambiguität« ist im Deutschen weniger gebräuchlich als sein englisches oder französisches Äquivalent, denn *ambiguity* und *ambiguité* sind Wörter der Alltagssprache. Das Wort ist aber auch im Deutschen unverzichtbar, nämlich als Begriff für alle Phänomene der Mehrdeutigkeit, der Unentscheidbarkeit und Vagheit, mit denen Menschen fortwährend konfrontiert werden.

Manchmal ist es sinnvoll, zwischen Vagheit und Ambiguität zu unterscheiden. Für unsere Zwecke ist das aber nicht notwendig, weil beides darauf hinausläuft, dass einem Zeichen oder einem Umstand mehrere Interpretationen zugeordnet werden können, sei es, weil das Zeichen bzw. der Umstand nicht eindeutig genug ist (Vagheit) oder weil Zeichen oder Umstände auf mehrere Bedeutungen gleichzeitig hindeuten (Ambiguität im engeren Sinne). Wir verwenden also im Folgenden »Ambiguität« als Oberbegriff.

Ambiguität entsteht oft unfreiwillig, etwa dann, wenn sich ein Schützenverein das Motto gibt: »Schießen lernen – Freunde treffen.« Oft wird Ambiguität aber auch willentlich erzeugt, etwa wenn in der Literatur mehrdeutige Wortspiele oder assoziationsreiche Bilder verwendet werden, oder wenn in der Diplomatie Verträge bewusst nicht allzu eindeutig formuliert werden, um überhaupt zu einem Ergebnis zu kommen. Der bewusst vage gehaltene erste Satz des ersten Artikels des Grundgesetzes: »Die Würde des Menschen ist unantastbar«, ein Satz, über den Bibliotheken geschrieben worden sind, konnte gerade wegen seiner Ungenauigkeit zur ersten Säule des Grundgesetzes werden. Dadurch wird er deutungs Offen und ist nicht abhängig von bestimmten Vorstellungen von Würde, die zu einer bestimmten Zeit gelten.

Wichtig ist, dass Ambiguität nie vollständig vermieden werden kann. Selbst in ganz einfachen Fällen, in denen die Beseitigung von Ambiguität und Vagheit weitgehend möglich ist, erweist sich die Vereindeutigung als höchst energieaufwendig. Ein einfaches Beispiel: Es ist allgemeine Überzeugung, dass Kinder keine alkoholischen Getränke trinken sollen. Aber ab welchem Alter sollte man Jugendlichen erlauben, Bier und Wein zu kaufen? Die individuelle Entwicklung eines jeden Jugendlichen ist unterschiedlich, man kann jedoch nicht für jeden Jugendlichen eine individuelle Altersgrenze festlegen. Somit liegt ein Fall von Ambiguität vor. Der Gesetzgeber muss sich nach Gutdünken zwischen verschiedenen möglichen Altersgrenzen, von denen eine jede gute Argumente auf ihrer Seite hat, für eine einzige, allgemein gültige entscheiden. So dürfen in Deutschland Bier und Wein Jugendlichen ab 16 Jahren ausgeschenkt werden. In vielen Staaten der USA dürfen 16-jährige zwar Schnellfeuergewehre erwerben (was sie in Deutschland wiederum nicht dürfen), dagegen aber Wein und Bier offiziell erst ab 21.

Durch die Festlegung des Mindestalters scheint die Ambiguität zunächst beseitigt zu sein. Doch es bleibt ein Rest an Vagheit bei der Umsetzung der Vorschrift. Wie erkennt der Wirt, dass der Gast tatsächlich schon 21 ist? Die Lösung scheint einfach: Man lasse sich von allen jugendlichen Gästen, die nicht zweifelsfrei älter als 21 sind, den Ausweis zeigen. Aber es könnte eine allerletzte Unsicherheit verbleiben. Ab wann ist ein Gast tatsächlich ganz und gar zweifelsfrei älter als 21? Wie lässt sich auch noch die allergeringste Möglichkeit einer Fehleinschätzung des Wirtes ausschließen? Auf dem Flughafen Chicago O'Hare hat man hier die endgültige Lösung. Jeder Gast, der sich an der (übrigens ziemlich guten) Weinbar in der Abflughalle mit einem Gläschen die Flugangst lindern will, wird, egal wie alt und gebrechlich er ist, gezwungen, den Aus-

weis vorzulegen. »This hasn't happened to me for sixty years«, grummelte mein sichtlich greisenhafter Sitznachbar.

Sobald man Ambiguität an einem Ende zurückdrängt, entsteht sie an einem anderen Ende und in oft unerwarteter Form wieder neu. Es ist also Menschenschicksal, mit Ambiguität leben zu müssen. Vernünftig ist es zu versuchen, Ambiguität auf ein lebbares Maß zu reduzieren, ohne dabei zu versuchen, sie gänzlich zu eliminieren. Ambiguitätszähmung ist also das Ziel, an Stelle von ohnehin aussichtsloser Ambiguitätsvernichtung. Der Soziologe Zygmunt Bauman geht noch weiter, wenn er schreibt, Ambiguität erscheine inzwischen »als die einzige Kraft, die imstande ist, das destruktive, genozidale Potential der Moderne einzuschränken und zu entschärfen«.

Das Problem ist nur, dass Menschen von Natur aus mehrdeutige, unklare, vage, widersprüchliche Situationen tendenziell meiden. Menschen sind also, wie die Psychologie das nennt, tendenziell ambiguitätsintolerant. Deshalb ist es mitunter auch schwer, Ambiguität aufrechtzuerhalten.

Hierfür wieder ein triviales Beispiel, diesmal aus dem Bereich der Diplomatie, einem Bereich, der auf die Kultivierung von Ambiguität in besonderem Maße angewiesen ist. Die USA waren immer ein enger Verbündeter Taiwans, der »Republik China«. 1979 erschien es aber angebracht, diplomatische Beziehungen zur Volksrepublik China aufzunehmen, was aber nur um den Preis eines Abbruchs der diplomatischen Beziehungen zu Taiwan möglich war. Seitdem war es Politik der USA, einerseits keine diplomatischen Beziehungen zu Taiwan zu haben, andererseits das Land aber nach wie vor als engen Bündnispartner zu betrachten. Es ergab sich mithin ein typischer Fall von Ambiguität, bei dem Sätze gleichzeitig gültig waren, die eigentlich einander ausschließen, nämlich »Wir haben keine Beziehungen zu Taiwan!« und »Wir haben enge Beziehungen zu Taiwan!«. Ambiguität entstand hier dadurch, dass beide Sätze

für ein unterschiedliches Bezugssystem gelten, nämlich zum einen für das der internationalen Diplomatie und zum andren für das der geopolitischen Bündnispolitik. Eine solche Ambiguität lässt sich nur aufrechterhalten, solange sie allen Beteiligten als vorteilhaft erscheint und niemandem ein Missgeschick unterläuft. Insofern war es ein gefährlicher Fauxpas, als der designierte US-Präsident am 3. Dezember 2016 mit der taiwanesischen Präsidentin telefonierte: Man darf mit Taiwan Handel betreiben, man darf Taiwan sogar Waffen liefern, man darf aber eben auf keinen Fall mit dem Staatsoberhaupt telefonieren.

Ambiguität ist nur schwer und nie restlos zu beseitigen, ganz einfach aus dem Grund, weil es eine Welt ohne Ambiguität gar nicht geben kann. Es ist aber auch nicht einfach, einen Zustand der Ambiguität aufrechtzuerhalten, weil Menschen ihrer Natur nach nur beschränkt ambiguitätstolerant sind und eher danach streben, einen Zustand der Eindeutigkeit herzustellen, als Vieldeutigkeit auf Dauer zu ertragen. Ein Zustand der Ambiguität ist mithin ein labiler. Bricht er zusammen, entsteht jedoch nicht zwangsläufig und sofort ein Zustand der Eindeutigkeit, weil nämlich sofort neue Ambiguitäten aufbrechen. Viel eher ist ein Taumeln von einer Ambiguität in die nächste die unausbleibliche Folge. Individuen und Gesellschaften täten also gut daran, nach dem rechten Maß an Ambiguität zu streben. In unserer heutigen Welt scheint mir vor allem eine zu geringe Ambiguitätstoleranz das Problem zu sein. Deshalb werde ich mich in der Folge auf Problemlagen konzentrieren, die durch ein Zuwenig an Ambiguitätstoleranz (mit) verursacht werden, ohne dabei die Probleme verleugnen zu wollen, die ihr Überhandnehmen mit sich bringen würde.

3 Kulturen der Ambiguität

Die Erste, die darauf hingewiesen hat, dass sich die Menschen hinsichtlich ihrer Ambiguitätstoleranz unterscheiden, war 1949 die Psychologin Else Frenkel-Brunswik. Spätere Psychologen und Psychiater haben den Ansatz verfeinert, doch blieb er lange auf die Individualpsychologie beschränkt. Nun entwickeln sich Individuen aber nicht unabhängig von ihrer Umwelt, und diese Umwelt beeinflusst nicht nur das, was wir wissen oder zu wissen glauben, sondern auch das, was wir schätzen oder ablehnen, was wir hoffen und was wir fürchten, und schließlich auch das, was wir fühlen und wie wir empfinden.

Diese Fragestellungen, die primär individuelle Merkmale als Merkmale von Gemeinschaften untersuchen, sind Gegenstand von Disziplinen wie der Mentalitätsgeschichte und der historischen Anthropologie. So hat etwa Philippe Ariès, ein Pionier dieser Forschungsrichtung, in seiner *Geschichte des Todes* festgestellt, dass sich die Vorstellungen der Menschen von einem guten Tod im Laufe der Geschichte in Europa stark verändert, wenn nicht sogar in ihr Gegenteil verkehrt haben. In der frühen Neuzeit beteten die Menschen darum, vor einem plötzlichen Tod verschont zu bleiben, um nicht die Gelegenheit zu verpassen, auf dem Totenbett die Sakramente zu empfangen, die letzten Angelegenheiten zu ordnen und von Freunden und Familie Abschied nehmen zu können. Heute erscheint dagegen den meisten Menschen ein möglichst plötzlicher und schmerzloser Tod als erstrebenswert. Nun mag es auch im 16. Jahrhundert Menschen gegeben haben, die gerne schnell und möglichst unbewusst gestorben wären, der gesellschaftliche Konsens war aber ein anderer.

Ein mentalitätsgeschichtlicher Befund sagt also nichts über das jeweilige Individuum aus, wohl aber über die gesamtgesellschaftliche Tendenz. In diesem Sinne lassen sich nun auch

Gesellschaften hinsichtlich ihrer größeren oder geringeren Ambiguitätstoleranz miteinander vergleichen. Dabei zeigt sich sehr anschaulich, wie sich Gesellschaften hinsichtlich des Parameters Ambiguitätstoleranz voneinander unterscheiden und wie sie sich entlang dieses Parameters zu mehr oder weniger Ambiguitätstoleranz hin entwickeln.

Ich möchte zunächst mit drei Fallbeispielen beginnen. Am Anfang stehe der Erlebnisbericht eines Psychiaters, dem bei einem längeren USA-Aufenthalt die dort im Vergleich zu Deutschland erkennbar geringere Ambiguitätstoleranz aufgefallen ist. Es folgen zwei historische Fallbeispiele aus dem Bereich der Religion, die zeigen, wie sowohl katholische als auch protestantische Ambiguitätstoleranz an ihre jeweiligen Grenzen stießen.

Kein Unentschieden in den USA

Christopher Baethge, Professor für Psychiatrie, verbrachte mehrere Jahre im Rahmen eines Forschungsaufenthalts in den USA und hat über seine Erfahrungen in einem Aufsatz über den Umgang mit Ambivalenz in diesem Land berichtet. Unter Ambivalenz versteht Baethge das gleichzeitige Erleben widersprüchlicher Emotionen, also etwa dann, wenn man von einer Person oder Sache gleichzeitig angezogen und abgestoßen wird. Ambivalenz ist die psychische Reaktion auf Phänomene, die vom Betrachter selbst als ambig wahrgenommen werden. Ambivalenzintoleranz geht somit einher mit Ambiguitätsintoleranz (doch wir müssen uns für unsere Zwecke hier nicht intensiver mit dem Unterschied zwischen beiden beschäftigen).

Baethge fiel nun auf, dass man in den USA ambivalente Situationen weit stärker fürchtet und zu vermeiden trachtet als

in Deutschland. US-Amerikaner sind »um größte Eindeutigkeit bemüht« und versuchen im Allgemeinen – und dies trotz ihrer kulturell heterogenen Herkunft und großer individueller Unterschiede – »das Aufkommen von Ambivalenz um jeden Preis zu verhindern«. Baethge ist irritiert von den tiefen Stimmen der Männer (und hätte auch die hohen, in Europa oft als schrill empfundenen Stimmen der Frauen nennen können), »so laut und so tief, so kehlig und männlich, daß man sich als Deutscher fast effeminiert vorkommt. Kein Wunder, wenn europäische Männer erstaunt davon berichten, in Amerika für schwul gehalten worden zu sein«. Amerikaner legen auch Wert auf größeren körperlichen Abstand und tendieren dazu, längeren Blickkontakt als übergriffig zu empfinden. Gleichermäßen amüsant wie bezeichnend ist Baethges Beobachtung, dass in den USA gerade jene Mannschaftssportarten besonders beliebt sind, in denen es nie oder so gut wie nie ein Unentschieden gibt: American Football, Baseball und Basketball, während der europäische Fußball, in dem Spiele oft unentschieden enden, keine vergleichbare Begeisterung entfachen kann.

Gefragt, wie es ihm gehe, würde ein Amerikaner nie mit einem mürrischen und uneindeutigen »Muss!« oder »Man wird halt älter« antworten, sondern stets beteuern, dass es ihm ausgezeichnet gehe, weil selbst amerikanische Floskeln »im Unterschied zu deutschen in Wortwahl und Intonation um größte Eindeutigkeit bemüht sind«. Unabhängig davon, »ob die amerikanische Rhetorik aus europäischer Perspektive entweder hohl oder grob vereinfachend oder erfrischend klar und dynamisch wirkt«, sei das Charakteristikum der amerikanischen Rede schlechthin »ihre Eindeutigkeit«.

Noch ernster wird es, wenn wir die Auswirkungen dieser Ambivalenzflucht auf die Außenpolitik betrachten. Die Neigung zum direkten Eingreifen, um Zustände eindeutig zu klären, also zum Interventionismus, speist sich nicht zuletzt aus

der Tendenz, auch in der Politik »Schwebezustände und Kompromisse zu vermeiden«.

Schließlich weist Baethge auch auf einen Zusammenhang zwischen Ambivalenzfurcht und Kapitalismus hin. In den USA soll man sich voll für seinen Beruf einsetzen. Dort sei »ambivalente Zögerlichkeit daher gewiss keine große Hilfe«. Oder anders gesagt: »Ambivalenzvermeidung ist auch eine der Voraussetzungen für individuellen Erfolg.«

Das Verhältnis ist hier aber, wovon später noch die Rede sein soll, ein gegenseitig abhängiges, reziprokes: Nicht nur ist die Vermeidung von Zweideutigkeit und Zögerlichkeit hilfreich für eine Karriere im Kapitalismus, sie ist geradezu eine Voraussetzung für den Erfolg des Kapitalismus überhaupt. Denn bei allen Kosten, die er für jeden sichtbar fordert, verspricht er doch eines: Eindeutigkeit. Jeder Ware und jedem Menschen (der dafür ebenfalls Warencharakter annehmen muss) kann über die Mechanismen des Marktes ein exakter Wert zugemessen werden, der in einer exakten Zahl ausgedrückt werden kann und damit jedes Nachdenken über Wert und Werte beendet. Der Kapitalismus mag in den USA besonders tief verwurzelt sein. Er wird aber auch in Europa für alternativlos gehalten. Baethges Beobachtungen über die Vereinigten Staaten, wo offensichtlich deutlich weniger Ambiguitätstoleranz zu verzeichnen ist als in Europa, sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch die heutigen Gesellschaften Europas nicht selbige Inseln der Ambiguitätstoleranz darstellen.

Zeitweiliges Unentschieden in Rom

Anscheinend ist in Sachen Ambiguitätstoleranz die Geschichte in Europa turbulenter verlaufen als in anderen Weltgegenden. Deutlich häufiger als etwa in nahöstlichen Gesellschaften

wechselten sich in Europa relativ ambiguitätstolerante Epochen wie Renaissance, Humanismus und Barock mit stark ambiguitätsintoleranten Epochen ab, wie sie die Zeit der Religionskriege, der Französischen Revolution oder das Zeitalter der Ideologien im späten 19. und im 20. Jahrhundert darstellen.

Ein guter Indikator für die Ambiguitätstoleranz westeuropäischer Gesellschaften ist der jeweilige Zustand der katholischen Kirche, denn die katholische Kirche ist überraschend ambiguitätstolerant. Keine andere Institution halte »so viele Zweideutigkeiten aus, so viele Widersprüche und kulturelle Unterschiede«, so der Journalist Matthias Drobinski. Deshalb müsse »die katholische Kirche keine Zukunftsangst haben: Gerade weil sie die Spannung von Vielfalt und Einheit, Tradition und Moderne aushält [...] ist sie eine starke Institution«.

Ein gutes Beispiel für ihre Ambiguitätstoleranz bildet die katholische Persienmission im 17. und 18. Jahrhundert. Beteiligt waren verschiedene Orden, unter anderen sogar die Unbeschuhten Karmeliter, für die alleine schon ein Missionsauftrag in Asien eine nicht unumstrittene Herausforderung war, denn schließlich waren und sind die Karmeliter ein kontemplativer Orden. Weil nun der päpstliche Auftrag auch noch eine diplomatische Mission einschloss, mussten sie vollends über ihren Schatten springen: Um überhaupt ernst genommen zu werden, mussten die Mönche höfisch gekleidet hoch zu Ross erscheinen, ein Widerspruch, den man der Sache halber ertrug.

Die Muslime begegneten, wie in der damals sehr ambiguitätstoleranten persischen Gesellschaft nicht anders zu erwarten, den Missionaren freundlich und respektvoll. Sie erhielten, so der Historiker Christian Windler, »in Persien wie auch im Osmanischen Reich Handlungsspielräume, wie sie Priester und Pastoren anderer Konfession in der Frühen Neuzeit in Westeuropa nur ausnahmsweise vorfanden«. Bekehren ließen sich die Muslime aber nicht, und so richtete sich das Hauptau-

genmerk der Missionare bald auf die große Gemeinde armenischer Christen in Persien.

Manchmal stellten die Missionare die Kurie in Rom jedoch vor unauflösbare Widersprüche. So war etwa die Familie Sheriman, eine der reichsten Familien der Zeit mit Handelsniederlassungen in Europa und Asien, der wichtigste Schutzherr und Mäzen der unierten Armenier, also jener armenischen Christen, die sich der katholischen Kirche angeschlossen und den Papst als Oberhaupt anerkannt hatten. Wie in Armenien üblich, pflegten auch die Sherimans ihre Kinder oft schon im Kindesalter zu verheiraten. Als nun ein solcher Fall eintrat, stellten die Missionare eine Anfrage an die Kurie, ob man dies dulden könne. Das Dilemma war nicht lösbar. Einerseits konnte man Kinderehen auf keinen Fall erlauben, andererseits konnte man es sich unmöglich mit den Sherimans und den unierten Armeniern verscherzen. Was sollte man also mit einer solchen Anfrage anfangen? Glücklicherweise hatte die Kurie ein Mittel parat, um solche Fälle zu lösen. Es hieß: *Nihil esse respondendum*. – »Es soll keine Antwort gegeben werden.« *Nihil esse respondendum* wurde also »zu einer vielfach verwandten Formel, wenn sich das Heilige Offizium mit *dubia* [Zweifeln] konfrontiert sah, bei denen sich ein tiefer Graben zwischen Prinzipien der nachtridentinischen Kirche, von denen die Kongregation nicht abrücken wollte, und den Zwängen der lokalen Verhältnisse eröffnete«. Anstatt die Anfrage einfach zu verschleppen, fasste man also einen formellen Beschluss – der darin bestand, zu beschließen, nichts zu beschließen –, ein virtuosos Ambiguitätskunststück, das uns heute mit unserer weniger ambiguitätstoleranten Mentalität kaum mehr einleuchten kann.

Ein Zurück zu *Nihil-esse-respondendum*-Zeiten ist heute wohl kaum noch möglich. Der Münsteraner Kirchenhistoriker Hubert Wolf hat in seinem Buch *Krypta* aber gezeigt, dass der

heutige Katholizismus sehr wohl vom Katholizismus ambiguitätstoleranterer Zeiten lernen kann. Die bereits von Windler für das 18. Jahrhundert festgestellte Entwicklung hin zu immer weniger Ambiguitätstoleranz setzte sich nämlich fort. Einen Tiefpunkt bezeichnet das von Papst Pius IX. 1870 während des Ersten Vatikanischen Konzils mit dubiosen Methoden durchgesetzte Unfehlbarkeitsdogma. Zuvor schon hatte er 1864 mit dem *Syllabus errorum* («Verzeichnis der Irrtümer») den bis dahin wohl am stärksten ideologisierten Text der katholischen Kirche veröffentlicht. Das Zweite Vatikanische Konzil von 1962 bis 1965 vermittelte zwar in manchen Bereichen ein Gefühl des Aufbruchs, etwa im Verhältnis zu den Juden und zur Religionsfreiheit, bot aber nicht überall eine Öffnung zu mehr Ambiguitätstoleranz. So wurden Frauen in der kirchlichen Hierarchie nicht bessergestellt. Äbtissinnen etwa hatten zuvor oft die Jurisdiktionsgewalt von Bischöfen. Vielfach verwendete man bei der Äbtissinnenweihe ähnliche Texte wie bei der Weihe von Bischöfen, und die Äbtissinnen waren durchaus der Meinung, ihre Weihe verliehe ihnen auch sakramentale Vollmachten analog einer Diakonenweihe. Diese Tradition endete nun sogar erst nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil: Alle an die Bischofsweihe erinnernden Passagen wurden gestrichen »und der ganze Akt auf eine harmlose Einsegnung der Äbtissin reduziert, um alles zu vermeiden, was irgendwie an die Weihe von Frauen erinnert hätte«.

Auch in der Liturgie machte das Zweite Vatikanische Konzil einen weiteren Schritt in Richtung Vereindeutigung. Der Psychoanalytiker Alfred Lorenzer kritisierte 1981 detailliert die Entwicklung der Liturgie »zur Gleitschiene der Bevormundung«. Die »Unterordnung des Rituals unter die Wortverkündigung« habe einen »ideologisierend-didaktischen Zwang, eine gradlinige Zufuhr zentralistisch gesteuerter Maximen für Weltdeutungen, eine Reglementierung der Lebenspraxis

durch ein pausenlos ablaufendes, didaktisch geschickt eingerichtetes Erziehungsprogramm« gebracht. Papst Johannes XXIII. pries während des Konzils noch die liturgische Vielfalt der Kirche. »Das Konzil und die kurialen Ausführungsorgane nach dem Konzil«, meint Lorenzer, »haben ebendiese Vielfalt erfolgreich wegzentralisiert.« Die Bedeutung von Kunst und Musik sei geschwunden, wie die Liturgie überhaupt an Sinnlichkeit eingebüßt habe. In Lateinamerika, wo sich viele regionale Besonderheiten, oft mit synkretistischem Hintergrund, ausgeprägt hatten, wirke sich dies besonders drastisch aus: »Wer den Spielraum der Phantasie an der Basis des Volksspiels einengt, ihn überprüft (auf christologische Reife hin), kontrolliert (auf magisch-heidnische Zutaten), reglementiert [...] und wer ihn insgesamt in den Dienst der Wortverkündigung stellen will, vertreibt mit Notwendigkeit die sinnliche Symbolik.«

Zu den alten Höhen an Ambiguitätstoleranz ist die katholische Kirche nicht wieder vorgeedrungen, wie auch Matthias Dobrinski anlässlich des Rücktritts von Benedikt XVI. 2013 feststellt: Die letzten beiden Päpste hätten »in insgesamt mehr als 34 Jahren Regierungszeit das Ambige in ihrer Kirche als Problem gesehen [...], als ängstigenden, möglichst gründlich zu beseitigenden Missstand«, hätten »Eindeutigkeiten durchzusetzen versucht, die in Wahrheit nicht durchzusetzen sind«, und dabei »das vielfältige Nebeneinander des Katholischen zu zähmen und zu disziplinieren versucht, indem sie ihre Kirche zentralisierten und Debatten für beendet erklärten, als ob sich dadurch Fragen aus der Welt schaffen ließen«. Die katholische Kirche sei dabei »nicht eindeutig geworden, sondern krank, gespalten und nach innen wie nach außen kommunikationsgestört«. Wir werden sehen, dass eine Entwicklung zu weniger Ambiguitätstoleranz den Islam vielleicht etwas später, dafür aber umso heftiger getroffen hat.

Kurzzeitiges Unentschieden in Genf

Zu Zeiten der Renaissance entstand ein Ambiguitätsüberschuss, also etwas, was in der europäischen Geschichte eher selten vorkommt. Während sich Kunst und Kultur in Italien auf das Prächtigeste entfalteten, wollten viele die überbordende Ambiguitätstoleranz der Renaissancepäpste nicht mehr unwidersprochen hinnehmen. Das Resultat war wieder ein typisch europäisches. In anderen Weltgegenden hätte man eher Kompromisslösungen gefunden, also: Reformen statt Reformation. In Europa aber folgten Kirchenspaltungen und ein religiöser Rigorismus, wie es ihn kaum je zuvor auf so breiter Front in der Welt gegeben hatte.

Dabei gab es reichlich mahnende und versöhnliche Stimmen, wie etwa die von Erasmus von Rotterdam, und an vielen Orten viel guten Willen zum Kompromiss, so auch in Genf, wo die Reformation dann aber letztendlich eine besonders radikale Gestalt annehmen sollte. Dass es dazu kam, war zunächst alles andere als ausgemacht. Religion alleine hätte auch nicht dazu ausgereicht, in Genf eine *Tyranei der Tugend* – so der Titel eines Buches von Volker Reinhardt – zu etablieren. Religiöser Rigorismus motiviert in der Regel nur Einzelne. Um daraus eine breite Bewegung entstehen zu lassen, bedarf es immer auch und vor allem politischer Motivationen und günstiger politischer Begleitumstände. Das war sowohl bei Luther als auch bei Calvin der Fall, und es ist bei den Taliban und dem IS nicht anders. Selbst tiefreligiöse Menschen wissen oder spüren zumindest unbewusst, dass Religion eine ambiguitätshaltige Angelegenheit ist, in der man nur unter völliger Selbstverleugnung letzte Gewissheit postulieren kann. Um religiösen Rigorismus auf breiter Front zu mobilisieren, ist deshalb stets auch ein Anstoß von außen nötig. Häufiger noch sind Fälle, in denen ein äußeres, poli-